

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

30.10.1927 (No. 44)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 44



30. Okt. 1927

## Heinrich Berl / Markgraf Carl Friedrich und die deutsche Klassik

Es sind die Namen zweier Fürsten, die auf immer mit der Geschichte der deutschen Klassik verbunden bleiben werden: Karl August von Weimar und Karl Friedrich von Karlsruhe. Wenn es auch keine Frage ist, daß Weimar den geschichtlichen Vorrang gegenüber Karlsruhe genießt, so ist es doch bei den beiden Fürsten selbst umgekehrt. Karl August war eine kraftgenialische Natur, er hatte den „Werther“ gelesen und sich für den Dichter begeistert, ohne dessen Entwicklung vom Sturm und Drang zur Klassik nachher völlig zu begreifen. Wir wissen, daß Goethe später ausrief: „Karl August hat mich nie verstanden.“ Der Weimarer „Museum“ war eine Schöpfung der Herzogin-Mutter, die Befürworterin Wielands ihre Tat. Wenn Goethe dennoch dem Herzog viel verdankt, so ist es weniger auf dessen Kunstverständnis zurückzuführen, als vielmehr auf seinen genialischen Instinkt.

Demgegenüber ist Markgraf Carl Friedrich eine wesentlich nach innen gerichtete Natur. Was ihn am Sturm und Drang fesselte, war der religiös-kosmische Unterton; nicht umsonst hat er Klopstock und Jung-Stilling auf Jahre hinaus nach Karlsruhe berufen. Es war aber auch weiterhin der starke innere Anteil an dem keimenden deutschen Kulturbewußtsein, das ihn begeisterte. Dabei waren es alles andere als beschränkt nationale Gesichtspunkte, die ihn zur Ablehnung der „Französelerei“ veranlaßten. Ein Mann, der sich lange in Frankreich aufgehalten hatte, wie er, der Voltaire an seinem Hof empfing, der zu den französischen Physiokraten eifrige Beziehungen unterhielt, und der selbst ein „Abrégé des principes de l'économie politique“ verfaßte und es dem Marquis von Mirabeau zur Veröffentlichung in den „Ephemeriden“ zur Verfügung stellte — ein solcher Mann ist kein Franzosenhasser. Was Carl Friedrich veranlaßte, an der Bewegung des Sturmes und Dranges teilzunehmen, was ihn veranlaßte, Herder den Auftrag zu erteilen, eine Denkschrift auszuarbeiten: „Ueber die Errichtung eines patriotischen Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands“: das war ganz einfach sein Gefühl für das Werden einer deutschen Klassik, die der vorausgehenden französischen würdig zur Seite stehe.

Es ist bezeichnend für den Markgrafen, mit welchen Präzedenzen er Klopstock bedachte, der ihm schließlich am nächsten stand: er nannte ihn den „Dichter der Religion und des Vaterlandes“. Hier ist die Doppelheit seines Interesses an der Bewegung des Sturmes und Dranges ausgesprochen: Religion und Vaterland. Er sah deutlich die beiden Keimkräfte einer werdenden Klassik: die religiöse und die nationale Bestimmung. Denn ohne die Rückführung der Nation auf den religiösen Ursprung — den Protestantismus — konnte eine Manifestation der deutschen Klassik unmöglich geschehen. Klopstock war es ja schließlich, der in seinem „Messias“ beiden Strömen die Quellen erschloß: er zeigte die religiösen Grundlagen des deutschen Geistes, und die inneren Grundgesetze der deutschen Sprache. Auch ohne seine Durchbrechung des toten Formalismus und Schematismus der philologischen „Antike“, ohne die Entdeckung des „Zeitandrucks“ als Wesen der deutschen Poesie, wäre eine spätere Wiedervereinigung von „Ausdruck“ und „Maß“, und damit die Entstehung einer organischen Klassik, nicht möglich gewesen.

In der Geschichte des deutschen Geistes wird es daher ein unteilbares Verdienst des Markgrafen bleiben, die Bedeutung Klopstocks frühzeitig erkannt und gefördert zu haben. Er berief ihn bekanntlich im Jahre 1774 nach Karlsruhe, unter Verleihung

des Hofratsstitels. Als Klopstock nach Jahren wieder nach Hamburg zurückgekehrt war, entstand zwischen beiden ein Briefwechsel, der ein bleibendes Denkmal in der Entwicklung des deutschen Geistes darstellt. Aus ihm erkennen wir, daß der Markgraf das Wollen Klopstocks tief begriffen hat, und daß es gewiß nicht zuviel gesagt ist, wenn dieser Carl Friedrich einen „fürstlichen Weisen“ nannte. Daß Carl Friedrich dem hohen Ideal eines „königlichen Weisen“ im Sinne Platons in der Tat sehr nahe kam, sehen wir aus den Reformen des Rechts- und Unterrichtswesens und aus seinem „Abriss der Nationalökonomie“ am besten.

Von Klopstock sehen wir heute noch das Wohnhaus am Schloßplatz. Unweit davon, in der Waldstraße, hat ein anderer Stürmer und Dränger gewohnt: Jung-Stilling, dem für die religiöse Erneuerung eine ähnliche Bedeutung beizumessen ist, wie Klopstock. Im Jahre 1803 berief der Markgraf ihn nach Heidelberg und später nach Karlsruhe. Jung-Stilling schrieb von Carl Friedrich: „Der den Kurfürsten von Baden kennt, der weiß, daß dieser Herr nie sein fürstliches Wort wieder zurücknimmt und allemal mehr hält und tut, als er versprochen hat.“ Nießche nennt einmal — in „Menschliches, Allzumenschliches“ — unter den vier wichtigsten Büchern neben Stifters „Nachsommer“ die Schriften Jung-Stillings. Und in der Tat: wenn auch der stark dissoziative Charakter Jung-Stillings Goethe mit Recht zur späteren Abwendung veranlaßte: dieser merkwürdige Mann ist eine bedeutende Erscheinung innerhalb der deutschen Geistesgeschichte, und Carl Friedrich hat es hellichtig erkannt.

Außer Klopstock und Jung-Stilling haben die übrigen Repräsentanten des Sturmes und Dranges und der deutschen Klassik nur vorübergehend in Karlsruhe gewohnt. Aber es zeugt auch hier von dem unheimlichen, geradezu divinatorisch zu nennenden Zeitbewußtsein Carl Friedrichs, daß nahezu alle Dichter vom Sturm und Drang bis zur hohen Klassik an den badischen Hof zu Gaste geladen waren. Auch wenn man den Anteil der Markgräfin Luise von Hessen-Darmstadt, der Tochter des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen, mit in Betracht zieht, muß es ein Verdienst Carl Friedrichs bleiben, seine Zeitgenossen gekannt und geehrt zu haben, wie kaum ein zweiter Fürst der damaligen Zeit.

Am frühesten war wohl Herder am Hof des Fürsten zu Gaste. Im Sommer 1775 weilte er in Karlsruhe, in dem Markgrafen den willigsten Hörer seiner Pläne findend. Wie schon erwähnt, erteilte Carl Friedrich Herder den Auftrag, eine Denkschrift: „Ueber die Errichtung eines patriotischen Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands“ zu verfassen. Herder kam diesem Auftrag nach. Wenn der Plan nicht realisiert wurde, lag es vor allen Dingen an den Stürmen der französischen Revolution. Diese wahrhaft „Deutsche Akademie“ ist heute noch vorbildlich und könnte heute noch, wie damals, verwirklicht werden; denn die Absicht Carl Friedrichs war: „durch eine nähere Verbindung der aufgeklärtesten Gelehrten Deutschlands unter den Auspizien der einzelnen Regenten auf den Gemeingeist ihrer Völker hinzuwirken“. Wäre das aber heute nicht so nötig, wie damals? Herder hat von dem Fürsten die höchste Gunst erfahren, er nennt ihn „den ersten Fürsten, den er ganz ohne Fürstennähe gekannt, den besten, der vielleicht in Deutschland lebe“.

Der zweite vorübergehende und zugleich höchste Gast des badischen Hofes war Goethe. Goethe war das erstemal im Jahre

1776 in Karlsruhe. Sein letzter Besuch war bekanntlich erst im Jahre 1816, bei welcher Gelegenheit Weinbrenner und Hebel ihm begegneten. Das war vier Jahre nach dem Tode Karl Friedrichs. Goethe sprach in den gleichen hohen Worten von dem Fürsten, wie Klopstock, Jung-Stilling und Herder: „Der regierende Herr Markgraf, als einer der fürstlichen Seniores, besonders aber wegen seiner vortrefflichen Regierungszwecke unter den deutschen Regenten hochverehrt, unterhielt sich gern von staatswirtschaftlichen Angelegenheiten.“ In diesem Ausdruck Goethes kommt die Vorliebe des Fürsten für nationalökonomische Fragen zum Ausdruck, die ihn mit der Schule der Physiokraten verband. Das war für ihn allerdings alles andere als rein wirtschaftliches Denken. Er sah nur die Hauptaufgabe eines Fürsten in der Bekümmernung um das Wohl des Landes, was ihn von selbst neben den juristischen Fragen zu den ökonomischen führte.

Als dritte Persönlichkeit aus dem Umkreis des Sturmes und Dranges und der deutschen Klassik, die vorübergehend am badischen Hofe weilte, sei Lavater genannt. Wir wissen, welche Bedeutung Lavaters „Physiognomischen Fragmente“ für Goethe und die damalige Wissenschaft hatten. Mag gleich vieles verworren und abstrus erscheinen, im ganzen sind doch hier die Keime für eine Charakterologie großen Stiles gelegt, wie sie sich durch Goethe und die Romantik entwickelt hat. Lavater stand dem Fürsten besonders nahe. Er weilte auch öfters im Bad Langensteinbach, dem Lieblingsaufenthalt Karl Friedrichs. Er war es, der mit Weinbrenner in Zürich befreundet war und auf dessen Empfehlung der Markgraf diesen in Karlsruhe behielt: „Ich habe die Ehre, Ihre Durchlaucht zu versichern, daß ich wenige Künstler kenne, die mehr ruhige prüfende Vernunft, mehr Kenntnis, Geschmack, Fleiß und Bescheidenheit besitzen. Ein solcher Mann ist eine wahre Akquisition für einen Staat, eine wahre Ehre für Baden. Es ist gut, daß ich nicht reich bin und nicht bauen kann, aber wenn ich könnte, so wäre Weinbrenner gewiß mein Mann.“ Lavaters Menschenkenntnis hat recht behalten, und der Fürst hat die Richtigkeit des Urteils sofort erkannt.

Es erübrigt sich fast, darauf hinzuweisen, daß sich mit diesen Namen nicht alle Beziehungen zur deutschen Klassik erschöpfen. Auch der Reformator der deutschen Oper, Gluck, und der Ahnherr des klassischen Dramas, Wieland, waren zu Gast am Hof und fanden willige Aufnahme. Man glaube ja nicht, es handle sich dabei um rein zufällige Beziehungen oder gar um „snobistische“ Gannungen des Fürstenpaares. Es steckt ein tiefer Ernst hinter allen diesen Besuchen und damit eine tiefe Notwendigkeit. Kein Fürst der damaligen Zeit hat so innige Anteilnahme am Werden des deutschen Geistes gezeigt, wie Karl Friedrich. Wenn in einer Zeit, in der es noch keine Presse in unserem Sinne gab, ein deutscher Fürst seine Zeitgenossen so genau kannte, wie Karl Friedrich, so kann man nur von Notwendigkeit sprechen.

Es ist Karl Friedrich nicht gelungen, das geistige Zentrum aus Karlsruhe zu schaffen, das er gerne schaffen wollte. Weimar war in der Anziehung stärker. Ganz gewiß nicht durch Karl August, sondern durch Goethe. Klopstock war im ganzen nur Keim, nicht Frucht, und Johann Peter Hebel, den man als edle Frucht des klassischen Geistes bezeichnen kann, kommt gegen Goethe nicht in Betracht. Hebels Verbindung des Alemannisch-Völkstümlichen mit den klassischen Formgesetzen ist die glückliche Synthese eines bedeutenden Dichters, aber nur eines Dichters. Auch seine Fesselung an die Stadt ist schließlich das Verdienst des inzwischen Großherzog gewordenen Fürsten, und Hebels Ernennung zum Direktor des neuentstandenen Gymnasiums seine glückliche Tat.

In einem Sinne hat sich aber doch die reife Frucht des fürstlichen Strebens erfüllt: im Stadtbild. Friedrich Weinbrenner ist der Architekt der deutschen Klassik. Schließlich war das „Architektonische“ die Grundkonzeption der deutschen Klassik. Winkelmanns Bild der Antike war neben der Plastik vor allen Dingen an der Architektur gewonnen. Die klassische Musik ist Architektur als Zeitform, wie die klassische Dichtung Architektur als Wortform. Mit Weinbrenner aber haben wir die Architektur als Baukunst, als eigenes Gebiet. In ihm erfüllt sich der klassische Stil, der von der Musik über das Wort zum Bau strebt. So hat das Geistbild der deutschen Klassik auf Karlsruhe nur seinen Abglanz geworfen, das Stadtbild aber wurde von ihm geformt und in zeitlose Ruhe gewandelt.

Es sind drei Städte, die den Stil des Empire auf deutschem Boden festgehalten haben: Berlin, München und Karlsruhe. Aber Schinkels Klassizität ist zu sehr barock-nordisch, Kleines Formalismus zu sehr reine Nachahmung. Weinbrenner ist unbestreitbar der einzige Architekt, der diesen Stil organisch durchgebildet hat, bei dem das Erlebnis des Südens die gleiche bestimmende Magie gehabt hat, wie bei Goethe oder Mozart. Dabei darf man sich bei einer Zwitterbildung, wie der protestantischen Stadtkirche, nicht stören. Als Architektur ist sie die edelste Lösung des klassischen Formwillens, die es geben kann. Weinbrenner hat auch die Katho-

liche Stadtkirche, die Synagoge nach seinen klassischen Grundbegriffen errichtet. Für ihn war der beherrschende Formwille entscheidend. Die Inhalte mußten sich nach diesem Formwillen richten.

Als Voltaire im Jahre 1758 nach Karlsruhe kam, nannte er „die Residenz reizend, das Palais mit unendlichem Geschmack eingerichtet und möbliert“. Das Stadtbild war noch nicht zu Ende geführt, es war nach französischem Muster entworfen. Durch Friedrich Weinbrenner erhielt es die letzte, gültige, zeitlose Gestalt, die Gestalt der deutschen Klassik. Wenn wir dieses Stadtbild heute noch verhältnismäßig unverfälscht genießen können, so sollten wir doch nicht des Fürsten vergessen, dessen reiche Geistigkeit hier ihre höchste Vollendung gefunden hat.

Das Bild des Markgrafen wäre nicht vollständig, seine Beziehungen zur deutschen Klassik nicht ganz gewürdigt, wollte man seine politische Wirkung unberücksichtigt lassen. Karl Friedrich war der Herrscher-Weise im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn ein Fürst die Lehren des klassischen Humanismus ganz verwirklicht hat, so war es er. Man kann seine ganze Tätigkeit darin zusammenfassen, daß er den autoritären Machtgedanken in einen liberalen Rechtsgedanken verwandelt hat, daß er nicht Krieg, sondern Frieden wollte, daß er die Vernunft über die blinden Triebe stellte, wie es der Humanismus gefordert hatte. Diese Art des klassischen Liberalismus hat ganz gewiß nichts zu tun mit dem Pseudo-Liberalismus des 19. Jahrhunderts. Er gehörte zur Proklamierung der absoluten Menschenrechte, der persönlichen Freiheit und des schöpferischen Geistes. Ohne diesen Liberalismus hätte die Klassik nicht entstehen können.

Moderate et prudenter, mit Maß und Vernunft, war der Grundfah des weisen Fürsten. Eine solche Maxime mußte ihn zu den Quellen des Rechtes führen, und so darf es uns nicht wundernehmen, wenn Karl Friedrich Rechtsreformen vollzog, die bald das Interesse des gesamten übrigen Deutschland auf sich lenkten. Folter und Leibeigenschaft, zwei Rudimente rechtlich-politischer Methoden des Mittelalters, wurden von Karl Friedrich durch Erlasse abgeschafft; das letztere, obwohl die Abschaffung zugleich Verzicht auf bedeutende persönliche Einkünfte mit sich brachte. Den Dankesjubel wehrte Karl Friedrich mit den Worten ab: „Daß das Wohl des Regenten mit dem Wohle des Landes innig vereint sei, so daß beide zusammenfließen, ist bei mir, seitdem ich meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn ich etwas zum Besten des Landes tun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen.“

Ein solcher Fürst sagt nicht: L'état c'est moi, er nennt sich vielmehr mit Friedrich dem Großen den ersten Diener des Staates. Das ist der Vollzug jenes Prozesses, den Ernst Troeltsch die Verwandlung des Naturrechtes in Humanität nennt. Die Humanität ist oberstes Gesetz, und darum ist Karl Friedrich ganz besonders mit dem klassischen Humanismus verbunden. Die Einführung des code civile entsprang der gleichen Wurzel seines Denkens, wie die Uebernahme der physiokratischen Lehre. Insofern hängt auch die Bodenreform des Fürsten mit diesem innersten Grundfah der Humanität zusammen. „Die Wissenschaft des menschlichen Lebens oder die Nationalökonomie ist nichts anderes als die Kenntnis der natürlichen Wege einer gerechten Verteilung zwischen den Interessen der Gesamtheit und denen jedes einzelnen“, heißt es im „Abriss der Nationalökonomie“. Das ist Humanität im wahrhaft klassischen Sinne.

Durch die Ereignisse von 1789 kam eine schrille Dissonanz in das harmonische Wirken Karl Friedrichs. Die Napoleonischen Kriege folgten und brachten die Verheerung. Das war für den gealterten Markgrafen ein harter Schlag. Aber schließlich sollte sich auch hier eine reife Frucht erfüllen: Napoleon bezeugte dem Kreis seine Ehrerbietung und bedachte ihn besonders reichlich. Der Frieden von Luneville und der Frieden von Presburg brachten dem Lande Zuwachs der Ortenau, Pfalz und des Breisgans, der Markgraf wurde zum Kurfürsten und schließlich 1806 zum Großherzog ernannt. Damit war die Gründung des modernen Staates Baden vollzogen, Karl Friedrich ward zum unsterblichen, aber würdigen Repräsentanten der neuen Einheit.

Auch dieses Ereignis steht, man mag es Zufall nennen oder nicht, in einem notwendigen Zusammenhang mit der deutschen Klassik. Wir wissen, wie Goethe diesen Zusammenhang bei Napoleon erkannte. Der Stil des Empire ist der Stil der Napoleonischen Zeit. So hat Friedrich Weinbrenner im Jahre 1800 den Ausbau der Stadt übernommen, nachdem durch den Napoleonischen Staat neue Verwaltungs- und Wohnungsgebäude notwendig geworden waren. Ohne diese Staatsgründung wäre das Wirken Weinbrenners hinfällig geworden, und damit wäre auch die letzte Erfüllung der deutschen Klassik in der Architektur nicht möglich gewesen. So hat Napoleon, der letzte große, wenn auch ungeladene Gast der Stadt Karlsruhe, die Vollendung des wahrhaft klassischen Werkes Karl Friedrichs vollziehen helfen.

## H. Krauß / Schwäbischer Literaturbrief.

Die Lyrik, einst der Stolz des Schwabenstammes, zieht sich mehr und mehr auf die humoristische Dialektdichtung zurück, die immer noch bei einem volkstümlichen Publikum ohne literarische Ansprüche viel Anklang findet. So konnte Anna Stöhr ihren beiden ersten Bändchen „Voimekläng“ und „Herzkirscha“ (bei Theo Steiner, Stuttgart-Votnang) rasch ein drittes „Sagabüch“ folgen lassen. Das sentimentale Lied wird darin vollkommen von gereimten Schurrten und Schwänken, Anekdoten und Geschichten, auch biblischen Travestien überwogen, wobei die älteren schwäbischen Dialektdichter von Sebastian Sailer bis Otto Gittinger die Muster abgegeben haben. Anna Stöhr verfügt über derben, aber gesunden Humor, dem sie sich, die unverfälschte unterschwäbische Durchschnittsmundart benutzend, ohne Zimperlichkeit überläßt. Man kann aus ihren Sammlungen, in denen freilich auch mancherlei Malles und Schwaches steht, ganz köstliche Säckelchen herausfischen.

Künstlerisch ungleich höher sind die „Allotria“ des Simplizianus-Manns Dr. Hans Erich Blaisch, der sich Dr. Dwiglats-Ratatscher nennt (Curt Bestheim Verlag, München), zu werten. Er kann sich in seinen Versen nicht genug tun mit Verspottung der Torheiten und Schleichigkeiten seines Jahrhunderts, dem er durch das von ihm geprägte Witzwort „Chacun à son haut-goût“ das Urteil spricht. Nichts aber erscheint ihm so lächerlich als die Wichtigkeitserei in und mit der Literatur. Weniger mit dem Pathos des sittlich Entrüsteten als mit dem Galgenhumor eines von der menschlichen Tragikomödie Angewiderten und ihr doch Unterworfenen rückt er den Zeiterscheinungen auf den Leib. Er kann sich auch harmlos geben, irgendwo schimmert jedoch die Teufelskrallen hervor. Er bleibt, mag er auch da und dort an andere Humoristen und Satiriker erinnern, ein Eigener, zugleich Pfadfinder im Bereich der Sprache und des Reims, der seine oberchwäbische Urwüchsigkeit nicht leicht verleugnet.

Mit Klang- und beziehungsreichen Versen durchsetzt ist auch Otto Ehlens Romandichtung „Der Menschenfänger“ (Walter Seifert Verlag, Stuttgart-Heilbronn). Ein Homo novus, der sich bei unerschütterlicher Fähigkeit, Leben in Poesie umzusetzen und Poesie zu erleben, bei reich entwickeltem Sprachvermögen offenbar in den Kopf gesetzt hat, durch krampfhaft zusammenballungen den Erfolg auf einen Schlag zu erzwingen. Er jagt seinen Helben und mit ihm die Leser durch die unerhörtesten Sensationen. Nors Northing führt zuerst ein wirres Liebesleben in der Grotte eines Heidemoors, wo er die Aufnahme eines großartigen Hannibal-Films leitet, stürzt sich dann in amerikanische Abenteuer, die in einer tollkühnen Fahrt im Freiballon übers Meer hinweg gipfeln, dient hierauf in der Wildnis bei einer Kapelle phantastisch aufgeputzten Sinnenkult, bis man ihn verdienermäßig ins Irrenhaus schickt, und übergibt sich zuletzt als Greis — mit Uebersprungung etlicher Jahrzehnte — dem geheimnisvollen Mysterium altindischer Weisheitslehre, in schwer deutbarer Symbolik höchste irdische Vollendung suchend. Alles das ist sprunghaft, fast chaotisch wieder gegeben, in Einzelheiten seifelnd gestaltet, aber zu keiner harmonischen Einheit zusammengefaßt, wie denn auch der Held mit den bunten äußeren Schicksalen keine rechte innere Entwicklung durchmacht. Ungeklärt und doch schon an Kenntnissen und Erkenntnissen reiche Jugend führt in dieser Dichtung das Wort, für die der Verfasser hoffentlich nicht seinen ganzen Vorrat an Talent so sehr aufgebraucht hat, daß ihm für die Zeiten größerer menschlichen und künstlerischen Reife nichts mehr übrig geblieben ist.

„Neue Märchen aus alter Zeit von H. Mörike“ (Pöffenbacher Verlagsanstalt Gebrüder Siegel, München). Wer ist H. Mörike? Männelein oder Weiblein? Da doch der Leser über diesen Punkt aufgeklärt sein möchte, ist es immer mißlich, wenn der Vorname nicht vollständig dasteht. Es sei ihm darum ver-raten, daß es sich um eine Dame handelt: Hermine Mörike, eine Großnichte des berühmten Dichters. Wo mit der Liebe zur Märchenwelt familienmäßig befaßt! Seine geniale Erfindungsgabe, seiner Kunst, den Erzeugnissen der eigenen Phantasie den Anschein volkstümlicher Ueberlieferung zu geben, findet man freilich bei ihr nicht. Sie wirkt vielmehr mit den endloser Abwandlung fähigen Schätzen des Volksmärchens. Aber sie macht ihre Sache ganz nett, und hübsche Farbensbilder von Hans Arndt geben dem Buche einen weiteren Reiz, das somit der Jugend sicherlich Freude bereiten wird.

Der aus dem Elsaß nach Württemberg verpflanzte Eduard Reinacher, der sich binnen wenigen Jahren einen klingenden Dichternamen verschafft hat, bietet uns mit „Wäblinger's Aus-trieb“ (Fris-Verlag, Frankfurt a. M.) eine schwäbische Künstler-novelle, die etwas zu stark nach Literaturschichte riecht. Des unglücklichen, mehr genialisch als genial veranlagten Dichters Wilhelm Wäblinger letzte Tübinger Zeiten werden anschaulich geschildert, seine Umgebung, vor allem der irse Hölber- tin, ist lebendig porträtiert. Die Erzählung endet mit seiner Wanderung nach dem gelobten Lande Italia. Einen „Aus-trieb“ kann man das freilich nicht nennen, denn die Trennung von der Heimat, wo ihm — nur zu sehr durch eigene Schuld — der Boden unter den Füßen brannte, war für ihn letzte Wunderfüllung. Ausgetrieben hat er sich selbst nicht bloß aus dem Lande seiner Geburt, sondern aus allem, was ihm einst teuer gewesen.

Der reiferen Jugend zugeeignet, doch auch für Erwachsene eine unterhaltende Lektüre ist Maria M. Schenk's Erzählung „Renhard der Spielmann“ (Verlag J. P. Bachem G. m. b. H.,

Abln“). Schauplatz: Hohenzollernland, Raube Alb; Zeit: der große Bauernkrieg 1525; Inhalt: Verrennung der beiden Burgen Nichtenstein und Hölstein durch die Auführer, Gefährdung und Errettung der zwei dort hausenden kinderreichen Familien. Der Erreter aber ist ein als Spielmann verkleideter Adliger, der, eine alte Schuld damit sühnend, sein Leben für die von ihm Be-treuten läßt. Mi Schicksal und Schuld dieses Helben wird ein-bisphen zu viel Geheimnisräumerei getrieben; sonst ist die in Wil-helm Hauffs Zeichen stehende Geschichte nett und flott erzählt, und einen besonderen Reiz verleiht ihr die liebevoll durchgeführte Schilderung des munteren Treibens der vielgestaltigen Nichten- steiner und Hölsteiner Jugend.

Schlicht, aber klar und gewandt erzählt auch Ida Reinöhl („Der Armenpfarrer“, Quell-Verlag, Stuttgart). Erzählt haupt-sächlich von Frauen, die ihr Leben im Schatten verbringen, deren Bestimmung darin besteht, selbstlos zu dienen und sich für ihre Mitmenschen aufzuopfern, von tapferen Kämpferinnen, die es lernen, gegen irdische Wünsche himmlische einzutauschen. „Näher mein Gott, zu Dir!“ lautet die Ueberschrift einer der sieben Ge-schichten des Bändchens, und dieses Motto gilt auch für die sechs übrigen.

Noch in keinem Zeitalter hat sich der Buchhandel Erneuerung des Alten so sehr angelegen sein lassen wie im jetzigen. Und der Erfolg pflegt diesem Unternehmen treu zu bleiben, wenn es nur in glücklicher Auswahl und Form durchgeführt wird. Beides darf man der „neuen schönen Buchfolge“ des allbekanntesten Leip-ziger Verlags Heise & Becker „Die Schackammer“ nachrühmen. Die besten Erzeugnisse, namentlich Romane, der Weltliteratur werden zu sehr billigen Preisen in verschiedenartiger, durchweg modern gehaltener Aufmachung dargeboten, wobei die Halbleder-bände (zum Einheitspreis von M 3.75) sich mit Recht besonderer Beliebtheit erfreuen. Daß auch die schwäbischen Dichter in dieser Reihe nicht fehlen, versteht sich ganz von selbst. Hauff ist mit seinem „Nichtenstein“, Mörike mit „Maler Nolten“, Bische mit „Auch Einer“ vertreten. Erfreulicherweise ist auch Berthold Auerbach nicht übergangen. Eine seiner annützigsten Dorf-geschichten, das „Barfüßele“ ist mit dem tragisch wuchtigen „Diet-helm von Buchenberg“ zu einem inhaltsreichen Bande vereinigt.

Ein anderer Schwabe, dessen Wirksamkeit auch schon hinter uns liegt, der aus Ulm gebürtige Hugo Wittmann (1839 bis 1923) hat fast nichts als Feuilletons geschrieben, und diese leicht-fühige literarische Gattung kann ja für die Nachwelt nur nutzbar gemacht werden, wenn das über meist schwer zugängliche Drie verstreute Material zu Sammelbänden vereinigt wird. Was Wittmann selbst verfaßt hat, haben glücklicherweise Freunde von ihm nachgeholt, und so liegt jetzt ein kleiner Ausschnitt aus dem Lebenswerk dieses reichbegabten Journalisten vor, der aus dem Tübinger Stift nach Paris entflattert ist und sich dann fünfzig Jahre lang in Wien heimisch gemacht hat. Mitten im wogenden Großstadtleben lebend, vielen bedeutenden Persönlichkeiten nahe tretend, einen weiten Kreis von Wissens- und Bildungsgebieten umspannend, war er, wie wenige berufen, über Dinge und Men-schen mit Kennerkraft zu plaudern. „Hugo Wittmanns Feuille-ton“ (mit Geleitworten von Hermine Cloetzer, Wien, Dester-reichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst) sind indessen mehr als bloß geistreiche oder witzige Plaudereien. Ihr Verfasser hat es verstanden, sie auf die Höhe des Essais zu heben. Er schildert große Männer, die seinen Lebensweg gekreuzt haben einen Garibaldi, einen Meyerbeer, einen Dumas; er gibt Erinnerungen aus dem eigenen Leben zum besten, wie seine Be-teiligung beim ewig denkwürdigen Pariser Durchfall des „Lann-häuser“; er weidet Bücherbesprechungen, Kunst-, Musik- und Thea-terkritiken zu selbständigen literarisch-ästhetischen Studien. Und all dies und noch manches andere in freis lebendigem, farben-reichem Stil, der sich doch von billigen Wibeleyen fernhält.

Ludwig Uhland ist als Profaschriftsteller nur einer klei-nen Minderzahl bekannt; er ist eben in dieser Eigenschaft reiner Gelehrter gewesen. Und doch ist eine Beschäftigung mit seinen germanistischen Schriften noch heute gewinnbringend, wäre es auch nur wegen der Treffsicherheit seiner poetisch gefärbten Dar-stellung. Aber neben den stilistischen Vorzügen ist auch der In-halt seiner wissenschaftlichen Werke anziehend genug und keines-wegs in allen Teilen überholt. Sie sind nach seinem Tode in acht Bänden unter dem Titel „Schriften zur Geschichte der Dich-tung und Sage“ gesammelt worden. Darin befinden sich auch die Vorlesungen, die er als Tübinger Professor über die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter gehalten hat. Eine Auswahl daraus hat der Verlag Albert Langen in München unter dem Titel „Ludwig Uhland, Seldensage und Rittertum“ (Bücher der Bildung, Bd. 25) in einem gefälligen Bande dargeboten. Das Nachwort, das Helmut Wode dazu geschrieben hat, ist geeignet, bei denen, die bisher Uhlands Forscherarbeit ferne gestanden, Teilnahme dafür zu wecken. Von den Fortschritten, die die Po-pularisierung der heimatischen Altertumsforschung gemacht hat, zeugt das von Alois Wiehl (im Schwabenverlag Ellwangen a. N.) ausgewählte und bearbeitete Bändchen „Sagenland“. Es enthält „die schönsten Sagen aus Württembergs Nordosten“, also aus der Gegend von Schw. Hall, Crailsheim, Ellwangen, nach zuverlässigen älteren Gewährsmännern, Karl Stirners nied-liche Zeichenkunst hat den Lesern noch einen besonderen Augen-schmaus bereitet.

Der Dramaturg des Stuttgarter Hoftheaters Dr. Kurt Ewenspöck ist wohl durch Werfels Drama „Juarez und Maximilian“ auf den Gedanken gebracht worden, der erst vor Jahresfrist nach sechzigjähriger geistigen Amnachtung abgeschiedenen „Charlotte von Mexiko“ (Walter Haudeck Verlag, Stuttgart) ein Buch zu widmen, worin der Leidensweg der Gemahlin des 1867 durch den Bürgerpräsidenten Juarez besiegt und füsilierten Kaisers Maximilian von Mexiko von der Wiege bis zum Grabe in ungemein fesselnder Darstellung auf Grund neu erschlossener Quellen und unter Beifügung unbekannter Briefe, auch Bildnisse geschildert wird. In dem Leben der unglücklichen Frau und namentlich in den Beziehungen der beiden Gatten zueinander ist noch so manches unaufgeklärt, daß es eine sehr reizvolle psychologische Aufgabe war, die dunklen Punkte durch scharfsinnige Hypothesen aufzuhellen. Wenn auch die feilischen Intimitäten, um die es sich dabei handelt, niemals mit vollkommener Sicherheit erwiesen werden können, so hat der Verfasser doch seine Mutmaßungen bis zu einem hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit geführt.

Nicht bloß den schwäbischen, den ganzen deutschen Parnass umfaßt „Die Ausfahrt, ein Buch neuer deutscher Dichtung“ (vom Verlag Silberburg in Stuttgart sehr schön ausgestattet). Aber der Herausgeber Otto Heuschle, der dem Unternehmen seinen Stempel aufgedrückt hat, ist Schwabe. Seine Anthologie will nicht, wie die meisten derartigen Veröffentlichungen, bestimmten literarischen Schulen und Gruppen oder gar Verlegerzwecken dienen, besitzt vielmehr den Ehrgeiz, die gesamte Produktion der Gegenwart mit Einschluß des künstlerisch geformten Essais, so weit sie bleibende Werte zu schaffen bemüht ist, in sich aufzunehmen. Heuschle legt ein Bekenntnis ab „zu den reinen, erhabenen, schöpferischen Kräften, die durch Gestaltung und Formung in Sprache wahrhafte Dichtung zeugen“. Er ist in der Auswahl der Mitarbeiter und ihrer Beiträge seinen idealen Grundfäden treu geblieben. Mancher Berühmtheit begegnet man in dem Buche, noch einer größeren Anzahl wenig Bekannter und Genannter. Wie verschieden die einzelnen Leistungen sind: ein gewisses Niveau halten sie alle. Die Ausfahrt ist also gewagt und geglückt; das Schiff wird sie wohl nur dann wiederholen können, wenn es mit Beute beladen in den Hafen zurückkehrt.

Heinz Zweifel-Brown / Am Glaswaldsee

Dein dunkles Antlitz wird geehrt  
durch Tannenwacht,  
das Schweigen hat sie großgenährt  
trotz Sturm und Nacht.

Dein stilles Wasser aber hält  
den Gram beschirmt,  
ihn hat der Flüchtling aus der Welt  
hineingetürmt.

Und eitel wird an deinem Ufer  
wem sonst wir lauschen,  
das Herz erwacht und ist ein Rufer,  
denn seine Tiefen rauschen.

Karl Berner / Der Gehrod.

„Der Jeremi ist gekommen,“ sagten die Guttinger. Und als Jeremias Friß mit seinem Vater, dem Lehrer, durch die Dorfstraße schritt, gab's manches Händeschütteln, manch traulichen Zuruf. Wenn sie vorbei waren, saßen ihnen die Guttinger wohlwollend nach. „Der ausgemachte Vater,“ hieß es dann. Die beiden hatten in der Tat dieselbe Größe, dieselben breiten Schultern. Jeremias trug die bunte Studentenmütze. Den Vater, der einen so stattlichen Sohn hatte, nannten die Guttinger von nun an den alten Friß. Die Buben aber, wenn sie in der Schule vom alten Friß hörten und das Verklein lasen:

Und wenn der große Friedrich kommt  
Und patzelt nur auf die Hosen,  
So läuft die ganze Reichsarmee,  
Panduren und Franzosen —

ja, dann wußten sie nicht recht, vor wem sie den größeren Respekt hatten, ob vor dem Preußenkönig oder dem andern alten Friß, der nötigenfalls auch die Hosen ausklopfen konnte. Er konnte freilich noch mehr. Das wußten die Guttinger und waren stolz auf ihren Lehrer. Der griff mitten hinein in ihr Bauernleben, stellte es in die Schulfuge und ließ die Jungen daran lernen.

Vater und Sohn schritten dem Rebstock zu, dem einzigen Wirtschaftshaus des Dorfes, wo der Bürgermeister und der Pfarrer sie erwarteten. Es folgte ein vergnügliches Plaudern, ein wohl abgemessener Becherlupf. Der Pfarrer bot dem Studenten eine Zigarre. „Vater, erinnerst du dich an meinen ersten Rauchversuch? Nein? Ich war schon ein ziemlich großer Bengel und schnitt eines Tages ein Stückchen von deinem Meerrohr ab. Aber das Ding bekam mir schlecht; mir wurde sterbensübel. Du aber hast nur schadenfroh gelacht und mich mit dem Hebelischen Vers traktiert:

Gesich's au scho glehrt, du Lappi du?  
Suug am e Störzli Habermark!  
Weisch, Habermark macht d' Buebe stark!

Weiter hast du mir nichts getan.“ Der Vater schmunzelte. „Was sollte ich tun? Das Meerrohr hat alles besorgt, ohne daß ich's in die Hand zu nehmen brauchte.“

\* \* \*

Frau Christine, des Studenten Mutter, sah in der Folge mit heimlichem Stauern, wie Vater und Sohn miteinander umgingen. Sie verkehrten wie gute Kameraden und waren zu allerlei Schabernack aufgelegt. In jenem Abend, als sie aus dem Rebstock heimkamen, hatten sie sich vor Uebermut nicht zu lassen gewußt, und als Frau Christine ihnen halb lachend, halb ärgerlich vorwarf, sie stellten alles auf den Kopf, hatten sich Vater und Sohn — ausgezeichnete Turner alle beide — selber auf den Kopf gestellt, und sie, das einzige weibliche Wesen im Haus, mußte zusehen, wie Rock und Weste zur Seite flogen und die beiden bolzengerade — Hände unten, Beine oben — durch die Stube marschieren. Das war aber nicht alles. Der Student, dem die Lebenslust aus den blauen Augen lachte, kletterte eines Tages auf den Apfelbaum hinten im Garten; sein Erzeuger tat desgleichen, und nun saßen beide droben — „zwei reife Äpfel am Baum des Lebens“, wie der Vater meinte. Die Kraxelei war aber den Hosen nicht sonderlich bekommen, und Frau Christine schalt darob. Da umfaßte sie der Sohn von hinten, und ehe sie recht zur Besin-

nung kam, brannte ein regelrechter Ruß auf ihrem Munde. Er konnte es noch, der alte Friß! Und dann — dann wollte sie entkräftet aus dem Zimmer flüchten. Aber da hielt sie schon der Eheherr umfangen, und auf ihren runden Backen knallte der Ruß des hoffnungsvollen Sohnes. Es war zuviel . . . sie konnte nicht mehr . . . Die beiden Ungeheuer aber nahmen sie in die Mitte, hielten unter und geleiteten sie sanft zu dem Lehnstuhl. Damit sie sich erholen könne, meinte Friß sen. Jeremi aber drohte: „Mutter, wenn du wieder aufbegehrt, mußt du mit auf den Apfelbaum.“

\* \* \*

Die Jahre kamen und gingen. Und eines Tages rief ein Telegramm den Regierungsbaumeister Jeremias Friß zu dem sterbenden Vater. Der lag bleich in den Kissen; aber er empfing den Sohn mit einem Lächeln. „Ich danke dir, Jeremi, daß du so schnell gekommen bist. Es geht zu Ende.“ Er schwieg. Man hörte ein leises Weinen. Es war die Mutter, die am Kopfende des Bettes stand. „Komme her, Christine.“ Sie trat neben den Sohn, griff nach ihres Mannes Hand, die müde auf der Decke lag, und streichelte sie sanft. „Du bist meine liebe Frau gewesen, und ich danke dir für all deine Liebe. Du wirst keine Not leiden; ich habe vorgesorgt, so gut ich konnte. Und auf den Jeremi kannst du dich verlassen.“ Jeremi legte der Mutter den Arm um die Schultern, die in verhaltenem Weinen bebten, und küßte ihr weißes Haar. „So ist's recht. Jetzt will ich schlafen.“

\* \* \*

Das ganze Dorf gab dem Toten das Geleite. Da war keiner, der ihm nicht zu danken hatte. Als Jeremias nach der Beerdigung ins Schulhaus zurückkehrte, stellte es sich heraus, daß sein schwarzer Gehrod mit dem des Vaters verwechselt worden war. Nun lag also der tote Vater in seiner stillen Kammer und hatte den Rock des Sohnes an. Jeremias mußte lächeln, wenn er daran dachte. So oft hatten sie ihren Spaß gehabt miteinander! Aber das war der beste, und nun tat der Tod noch kund, wie gut die beiden zueinander gepakt hatten. Zur Mutter aber sagte Jeremias: „Wenn's der Vater wüßte, wie würde er lachen!“ Da mußte auch die Mutter unter Tränen lächeln.

\* \* \*

Jeremias Friß ist jetzt ein rüstiger Achtziger und hat silberweißes Haar. In seinem langen Leben hat er Freude und Leid erfahren und ist noch hinter mandem Sarg gegangen. Wenn man's kurz sagen will, wie's um ihn steht, so lautet der Spruch: er liebt das Leben immer noch; aber er fürchtet den Tod nicht. Er ist, wie sein Vater war: wenn man bei ihm ist, wird's einem Wohl! — In einem freundlichen Tag, wenn eine warme Maisonne scheint und draußen im Vorgärtchen die Amseln flöten, macht er sich etwa an seinem Schrank zu schaffen. Dann lächelt seine Frau. In dem Schrank hängt seines Vaters Rock, der ihm immer noch paßt. Den zieht er etwas umständlich an, setzt sich in den Lehnstuhl am Fenster und liest die alemannischen Gedichte von Johann Peter Hebel, die schon sein Vater so gerne mochte. Dann ist sein Vater bei ihm, und bei seinem Vater und Johann Peter Hebel ist er in guter Gesellschaft. Die Sonne setzt helle Lichter auf den braunen Fußboden, und draußen singt die Amsel das liebe Lied vom Leben.